

PAMELA SCHOENEWALDT

Das
LIED
der neuen
WELT

ROMAN

HarperCollins



gute Nacht, goldene Träume.

Ciro hatte uns ein Lager auf loser Wolle bereitet. Als Gäste durften wir im vorderen Zimmer schlafen, während er mit seiner Familie im engen, stickigen Hinterzimmer nächtigte. „Hörst du ihn husten?“, flüsterte Mamma. „Er wird früh sterben, wie alle Matratzenmacher.“ Wir lauschten dem Husten, schreienden Katzen und Kindern und dem leisen Scharren der Ratten. Wein und Hitze hatten mich müde gemacht, aber noch nie hatte ich eine Nacht so weit vom Meer entfernt verbracht. Neue Ängste befielen mich, und ich zupfte an Mammass Ärmel.

„Wird Graf Filippo der Gräfin die Schuld geben, wenn er uns nicht findet? Was ist, wenn sie wieder ihre Kopfschmerzen bekommt und wir sind nicht da? Hörst du mir eigentlich zu?“

„Hör auf, dir Sorgen zu machen. Sie ist reich. Und vielleicht hat sie keine Kopfschmerzen mehr, wenn ich ihr nicht länger Schwierigkeiten mache.“

„Totò sagte, in Amerika sei alles anders. Und wenn es uns nun dort nicht gefällt?“

„Möchtest du denn, dass alles beim Alten bleibt?“, fragte sie mich beinahe wild. „Sollen wir wieder Bedienstete sein? Und zum Grafen zurückkehren?“

„Nein“, flüsterte ich schuldbewusst und wischte ein Wollflöckchen von ihrem verschwitzten Gesicht. „Keine Grafen, keine Doktoren mehr. Wir werden frei sein.“

„Ja, frei. Und nun versuch, zu schlafen.“

Aber ich konnte es nicht. Meine Gedanken schweiften in die Vergangenheit. Hatten unsere Probleme wirklich erst mit dem Tintenfisch und Maestro Toscanini angefangen? Oder schon früher, als ich als Baby zu viel geschrien hatte? Der Graf war ein grausamer Mann, aber hatten wir vielleicht etwas an uns, das ihn provozierte? Ob uns das Pech über den Ozean hinweg verfolgen würde? Gab es Ärzte wie Galuppi in Amerika? „Hör auf, zu zappeln“, sagte Mamma. „Du machst dir zu viele Gedanken.“ Sie drückte einen Wollwulst zwischen uns nach unten und fing an, mir „*Santa Lucia*“ vorzusingen; mit jeder Strophe wurde sie leiser, bis sie uns beide auf unserem federnden wolligen Lager in den Schlaf gesungen hatte.

Am Morgen erwachte ich hustend. Das läge an der Wolle, erklärte Ciro. Da ich nicht riskieren durfte, gesehen zu werden, musste ich im Haus bleiben. Ich saß hüstelnd am Fenster, erfand Rechenaufgaben für mich und sagte Gedichte auf, die ich von der Gräfin gelernt hatte.

„Erstaunlich“, stellte Ciro höflich fest, „wie viele hübsche Worte du in deinem Kopf hast.“

Paolo erschien beschwingt am Nachmittag. Die Gräfin hatte unsere Papiere besorgt; am nächsten Morgen würde das Schiff ablegen. „Graf Filippo ist wütend, weil er euch nicht finden kann. Er sagt, die Französische Revolution hätte auch damit begonnen, dass Bedienstete ihre Herrschaft angriffen.“

„Sucht die Polizei nach uns?“, fragte ich ängstlich.

„Ja, aber nicht am Hafen. Er weiß, dass ihr kein Geld für die Überfahrt und auch keine Verwandten habt, die euch helfen könnten. Heute Abend geben wir ihm Laudanum, damit

er morgen lange schläft. Ich komme vor Morgengrauen. Haltet euch bereit.“

Wie hätte ich schlafen können? Ich saß auf Ciro's Türschwelle und atmete zum letzten Mal die neapolitanische Nachtluft ein. In der Dunkelheit des ganz frühen Morgens eilten wir durch die stillen Straßen des Viertels. Unsere Reisetruhe war bereits verstaut. Paolo gab uns Fahrscheine für die dritte Klasse und einen Geldbeutel von der Gräfin für den Beginn unseres neuen Lebens in Amerika. Wir mussten mit den anderen Passagieren anstehen, bis wir gegen Mittag an Bord gehen konnten.

„Keine Sorge“, sagte ich. „Wir schicken der Gräfin das Geld zurück, sobald wir dort sesshaft geworden sind.“

Paolo tätschelte mir mit seiner sauberen, gepflegten Hand die Schulter. „Wie ich sehe, wird unsere Lucia langsam erwachsen.“ Er zog eine sorgfältig beschriftete Karte hervor. „Hier ist die Adresse meiner Cousine Rosanna in Cleveland. Ich habe ihr eure Ankunft schon in einem Telegramm angekündigt, ihr solltet ihr von New York aus noch eins schicken.“

Das Morgenlicht fiel auf das lange Gesicht, das ich mein ganzes Leben lang täglich gesehen hatte. Nun würde ich diesen ernsten, freundlichen Menschen verlassen müssen, der beinahe wie ein Vater für mich gewesen war. Er war wie ein klares, ruhiges Gewässer, dem Mamma's Launen nichts anhaben konnten; ein Fels in der Brandung gegen die Grausamkeiten des Grafen und ein Spiegel meiner tiefen Zuneigung zu der Gräfin. Niemals hatte er sich über mein Lesen lustig gemacht oder mich kleine *bastarda* genannt. Als ich mich jetzt in seine Arme warf, zog er ein sauberes, gebügeltes Taschentuch hervor, um meine, aber auch seine eigenen Tränen fortzuwischen.

„Lasst es euch gut gehen in Amerika, Lucia. Sei brav und lerne fleißig. Schreib der Gräfin und pass auf deine Mutter auf.“ Er lächelte und küsste uns beide. „Teresa, zügle dein Temperament und versuche, glücklich zu sein. Es ist ein Neuanfang für dich.“ Dann war er fort und unser Leben an der Bucht von Neapel vorbei, wie ein viel zu früh endendes Lied.

3. KAPITEL

Gefallener Engel

Wir waren Teresa und Lucia Esposito auf dem Schiff von Neapel, auf Ellis Island und bis nach Pennsylvania. Dann nicht mehr. Ich war fast die gesamte Überfahrt über seekrank gewesen und hatte kaum geschlafen, sodass ich mir danach alle Mühe geben musste, vor den Einwanderungsbeamten einen halbwegs gesunden Eindruck zu machen. Als wir endlich im Zug nach Cleveland saßen, lehnte ich mich müde an die Fensterscheibe, während draußen wogende grüne Felder vorbeizogen wie ein endloses Meer.

Seit wir New York verlassen hatten, war Mamma unruhig, die vielen Wälder bedrückten sie. „Es ist so leer hier!“, jammerte sie. „Das hat mir vorher niemand gesagt.“ Sie drehte den Umschlag mit unseren Papieren hin und her und strich dann mit der stumpfen Kante so heftig über ihre Handflächen, dass ich aufstand und ihre Hände festhielt.

„Bald sind wir in Cleveland, dann wird alles gut.“

Wieder fuhren wir durch einen Wald. Sie starrte auf die rasch vorbeiziehenden Bäume entlang der Gleise und sagte plötzlich: „Ich weiß genau, womit die Probleme angefangen haben.“

„Welche Probleme?“

„Es liegt an meinem Großvater“, rief sie so laut, dass sich sogar die Amerikaner nach uns umdrehten und uns anstarrten. „Deshalb stimmt mit mir irgendetwas nicht.“

„Mit dir ist alles in Ordnung“, widersprach ich energisch und vergaß ganz, zu flüstern.

Sie entzog mir ihre Hände. „Mein Großvater Domenico wurde ausgesetzt, zur Adoption freigegeben. Deswegen heißen wir Esposito, das bedeutet nämlich *ausgesetzt*. Wusstest du das nicht?“

„Natürlich nicht. Das hast du mir nie erzählt.“

„Ich erzähle es dir jetzt. Seine Mutter wollte ihn nicht. Vielleicht machte er ihr zu viele Schwierigkeiten. Als er fünf war, brachte sie ihn in ein Waisenhaus, damit er an jemanden vermittelt wurde, der möglicherweise einen Jungen mit einer schönen Stimme suchte. Ein Pfarrer nahm ihn zu sich für den Kirchenchor und nannte ihn fortan Domenico Esposito. Schämst du dich jetzt, dass du Lucia Esposito heißt?“

„Es ist doch nur ein Name, Mamma. Jeder Mensch muss schließlich einen Namen haben.“

Mamma packte unsere Papiere fester. „Wir werden kein Glück haben in Amerika. Galuppi sagte, ich wäre hysterisch. Irgendetwas Schlimmes wird uns zustoßen. Das weiß ich.“ Sie wandte das Gesicht ab und starrte hinaus auf ein lang gestrecktes grünes Tal.

„Nein, Mamma, nein.“ Seit wann war es so kalt im Zug, seit wann ratterten die Räder so laut?

Uns gegenüber saß ein gedrungener Mann mit einem breiten Mund. Er war gekleidet wie ein Amerikaner und las eine amerikanische Zeitung. Nun faltete er sie ordentlich zusammen und wandte sich mit so vertrautem neapolitanischem Dialekt an Mamma, als stammte er aus der Nachbarschaft unserer Villa. „*Signora*, beruhigen Sie sich. Sie brauchen keine Esposito zu bleiben. Ich selbst kam als Tommaso Russo zur Welt, jetzt heiße ich Thomas Ross. In Amerika können Sie heißen, wie Sie wollen.“ Die Schule würde meine italienischen Papiere gar nicht brauchen, erklärte er, sie würden mich unter jedem Namen aufnehmen. Die Fabriken würden Mamma einstellen wegen der Arbeit, die sie verrichten konnte, nicht wegen ihres Namens. Viele Einwanderer änderten ihre Namen, damit sie amerikanischer klingen.

„Warum haben Sie Ihren geändert?“, wollte ich wissen. „Was ist an Russo auszusetzen?“

„Ich lebe in Harrisburg und backe dort für die Einwanderer. Ich backe für sie *focaccia*, irisches Brot, braunes Brot, Roggenbrot, Pumpernickel, Sauerteigbrot, *challah*, *babka* und Stollen. Ich schneide die Brote in Scheiben und reiche sie herum, damit die Leute alle in Amerika vertretenen Brotsorten probieren können. Daher habe ich mir einen amerikanisch klingenden Namen gegeben.“ Mamma drehte den Umschlag immer noch hin und her. Der Mann lächelte freundlich.

„Waren Sie gerade in Italien?“, fragte ich, um das Schweigen zu überbrücken.

„Ja, ich habe dort meine Familie besucht. Das mache ich alle drei Jahre.“

So einfach war das also; man konnte über die große Distanz hin- und herpendeln und in zwei Ländern leben, wie ein Baum, der an beiden Ufern eines Flusses verwurzelt war. Für uns wäre das auch möglich gewesen, wenn uns in Neapel nicht die Polizei gesucht hätte.

„Ah, das ist Harrisburg!“, rief der Mann fröhlich und griff nach seinem Gepäck. „Und da sind sie ja!“ Eine amerikanisch gekleidete Familie stand winkend am Bahnsteig; alle waren klein und lächelten wie Tommaso/Thomas, der eilig aus dem Zug stieg, um seine Frau und seine Kinder zu begrüßen.

„Mamma“, sagte ich, als er fort war, „wir könnten unseren Namen auch ändern.“

Sie nickte, und ihre Augen begannen zu funkeln. „Ja, lass uns das tun! Wie sollen wir heißen?“ Ihre Stimme klang beinahe schrill vor Begeisterung. „Russo ist viel zu gewöhnlich. Verdi, Garibaldi oder Leopardi, wie dein Dichter.“

„Vesuv“, schlug ich vor, und sie lachte so laut, dass die Leute sich wieder zu uns umdrehten.

„Caruso. Da Vinci.“

„Sagte Toscanini nicht, du singst wie ein Engel? Wir brauchen einen guten Schutzengel in Amerika. Wir könnten uns Teresa und Lucia D’Angelo nennen.“

„D’Angelo, D’Angelo, D’Angelo.“ Sie lehnte sich zurück und schloss halb die Augen, wie immer, wenn sie sich Geschichten ausdachte. „Also ... Ich war verheiratet. Mein Mann, Pietro D’Angelo arbeitete hoch oben in der Kathedrale von Neapel an einem Deckenfresko. Es sollte Unseren Herrn und Seine Engel zeigen, die die Heilige Jungfrau im Paradies willkommen heißen. Eines Tages stürzte sein Gerüst ein, und mein Mann starb, zerschmettert auf dem Marmorboden.“

„Es bringt Unglück, wenn ein Engel fällt“, ergänzte ich.

„Ja, Pietros Geist hätte alle verflucht, die dort beteten, weil das Gerüst so morsch gewesen war. Also gab mir der Pfarrer Geld, um den Fluch aufzuheben, und das benutzten wir, um nach Amerika zu gehen.“ Sie lächelte. „Es *könnte* eine wahre Geschichte sein.“

„Dann lass sie uns wahr machen“, erwiderte ich.

Wie ungezogene Kinder zerrissen wir unsere Papiere in kleine Schnipsel. Wir fuhren gerade über eine Brücke über einem breiten Fluss – der Susquehanna, wie ich später erfuhr. Wir teilten die Schnipsel zwischen uns auf, warfen sie aus dem Fenster und sahen ihnen nach, wie sie weiß vor dem blauen Himmel tanzten und davonflatterten.

„So“, sagte Mamma glücklich, „jetzt sind wir ganz neue Menschen.“ Ich stellte mir den Namen *Lucia D’Angelo* in einer geschwungenen schwarzen Handschrift vor. Ich sah mich, wie ich mich einem Fremden vorstellte: „Ich bin Lucia D’Angelo.“ In den Tunneln betrachtete ich mein Spiegelbild in der Fensterscheibe. Das war Lucia D’Angelo. Sie würde perfekt Englisch sprechen, zur Schule gehen und amerikanische Kleidung tragen. Vielleicht veränderte sich ja ihre Stimme, und sie konnte sogar singen. Auf jeden Fall würden die Leute ihr zuhören, wenn sie sprach, so wie sie Mammass Gesang lauschten. *Hysterisch, schwierig, instabil, bastarda* – all die schlimmen Worte unseres alten Lebens blieben hier in diesem grünen Flusstal zurück.

„Lucia D’Angelo, schlaf jetzt“, murmelte meine Mutter sanft. Wir waren schon vor Sonnenaufgang aufgestanden, um die Freiheitsstatue sehen zu können. Während wir nun immer weiter nach Westen fuhren, träumte ich von Pietro D’Angelo, dem begnadeten Künstler, wie er gerade Engel malte und sich dabei auf dem Gerüst zu weit nach hinten lehnte. Ein Fuß suchte verzweifelt nach Halt, fand ihn aber nicht in der Luft, und der allzu sterbliche D’Angelo fiel mit den Armen ruderdnd in die Tiefe. Priester eilten herbei, um ihn aufzufangen, ihre schwarzen Talare wehten hinter ihnen her. Zu spät, der arme verdrehte Körper lag bereits zerschmettert auf dem Marmorboden. „Er starb für eine heilige Sache“, sagten die Priester. „Seine Seele wird ruhmreich zum Himmel aufsteigen.“ Beim Requiem sang Mamma das „*Ave Maria*“. Aus lauter Liebe und Mitgefühl schenkten die Priester uns Geld.

Mein Traum ging in einen so tiefen Schlaf über, dass der Zug bereits in den Bahnhof von Cleveland einfuhr, als ich aufwachte. Mamma hatte sich schon um unser Gepäck gekümmert.

Auf dem Bahnsteig stand eine große Frau und blickte suchend auf die aussteigenden Passagiere. Sie hatte eckige Schultern und Paolos langes Gesicht.

„Rosanna?“, fragte ich zögernd und wurde auf der Stelle verbessert.

„*Roseanne*. Das klingt amerikanischer.“ Ihre hochgeschlossene Bluse hob sich strahlend weiß von dem rauchigen Grün eines langen Wollrocks ab. „Wurde hier in Cleveland hergestellt“, prahlte sie und streichelte über den Stoff. „Nirgends gibt es eine bessere Qualität als in Amerika.“ Sie hatte einen breiten geschminkten Mund und leicht hervorstehende Augen. „Der Zug hatte etwas Verspätung“, schalt sie, „aber Paolo zuliebe habe ich gewartet, damit ihr nicht allein die Straßenbahn nehmen müsst.“